

HEYNE <

DAS BUCH

Die Geschichte um das Walnusshaus beginnt in der Gegenwart, auf einer Polizeistation, wo sich eine gelangweilte Beamtin mit den ungewöhnlichen Umständen des Todes der »verrückten Manda« konfrontiert sieht. Das ist der Ausgangspunkt für die Lebens- und Liebesgeschichten mehrerer Generationen, die der Autor meisterhaft zu einem fulminanten Familienroman zusammenführt. Er gibt die Fäden seiner Geschichte(n) nie aus der Hand und entführt den Leser gleichzeitig in die hochpolitische und dramatische Historie des Westbalkan von der Ablösung der osmanischen Herrschaft bis zur Bombardierung Dubrovniks zu Beginn der 90er Jahre.

DER AUTOR

Miljenko Jergović, geboren 1966 in Sarajevo, lebt in Zagreb. Er arbeitet als Schriftsteller und politischer Kolumnist und ist einer der großen europäischen Gegenwartsautoren. Sein Werk ist in zahlreiche Sprachen übersetzt. *Buick Rivera* war der erste Roman Jergovićs, der in deutscher Sprache erschien.

LIEFERBARE TITEL

Buick Rivera

Miljenko Jergović
Das Walnusshaus

Roman

Aus dem Kroatischen von
Brigitte Döbert

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe DVORI OD ORAHA erschien 2003 bei Durieux, Zagreb

Die Übersetzung wurde gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin sowie dem Perceps-Stipendium.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

3. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2010

Copyright © 2003 by Durieux, Zagreb

Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe by Schöffling & Co.

Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main

Copyright © 2010 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagfoto: © Debra McClinton / Getty Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40686-5

www.heyne.de

Das Walnusshaus

Frau Marija, ich bin die Tochter und kein Unmensch! Dreißig Jahre lang habe ich mich um sie gekümmert und bin darüber alt geworden, aber ich habe mich nie beklagt. Ich bin nicht abgehauen wie andere Kinder. Bis ans andere Ende der Welt fliehen die. Und es wundert einen nicht. Es gibt nichts, was es nicht gibt. Ich war anders, und deshalb darf ich jetzt etwas sagen. Den ganzen Morgen bin ich von Zimmer zu Zimmer gelaufen, wurde vom ersten in den vierten Stock geschickt und wieder zurück, keine Ahnung, warum. Ob das auch so gewesen wäre, wenn ich einen Mord zu melden gehabt hätte? Ich bin kein Unmensch, Frau Marija, glauben Sie mir, aber ich bin wirklich erleichtert. Es ist, als würde mir die Welt wieder offenstehen. Mir und meinen Kindern. Sie können sich das nicht vorstellen, wenn aus der eigenen Mutter plötzlich ein Monstrum wird, ein Ungeheuer, ein ... ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Sie war die Mutter, ob gut oder schlecht, das ist nicht wichtig, ich weiß auch nicht, was ich für meine Kinder bin, wie soll ich über meine Mutter urteilen? Aber ich habe sie geliebt! Das kann ich sagen, und ich weiß, wovon ich rede. Aber seit drei Monaten war sie nicht mehr sie selbst. Der Teufel war in sie gefahren! Dabei glaube ich gar nicht an Teufel, Gespenster und Geister, also denken Sie bitte nicht, ich würde mir etwas zusammenspinnen. Aber wir haben nachts unser Schlafzimmer abschließen müssen, weil wir nicht mehr sicher waren. Ich und meine beiden Kinder. Am Morgen habe ich dann zusammengefasst, was sie zertrümmert hatte, ich habe ihre ... ihre Exkreme weggewischt, sie hat sie überall hinterlassen, an den Wänden, an der Decke. Es war grauenhaft, Sie glauben gar nicht, wie viel ein Lebewesen aus-

scheidet. Nach einem Monat war jeder Gegenstand im Haus verdreckt oder kaputt. Den Eichenschrank, er war an die hundert Jahre alt und wog bestimmt eine halbe Tonne, den hat sie eines Nachts mit der Axt zertrümmert. Mit einer großen Axt, mit der ein Mann seine Mühe gehabt hätte! Das ist die Siebenundneunzigjährige, Frau Marija, von der die Zeitungen seit gestern überall berichten. Klar, für die ist es eine liebe Oma, das Großmütterchen von der Stradun. Das rührt die Leser, genau wie niedergemetzelte Seehunde oder Hunde beim Abdecker. Alle fallen jetzt über den jungen Mann her, und sie werden ihn am Ende lynchen! Er ist fertig, darf nie mehr als Arzt arbeiten, und wer weiß, ob er je wieder aus dem Gefängnis kommt. Er wird verurteilt, das ist klar. Aber warum helft ihr ihm nicht? Die Leute bringen ihn um! Wollt ihr wirklich warten, bis er wie im Wilden Westen zur Strecke gebracht wird? Damit wäre der Fall erledigt. Ohne Mühe und Urteil und ohne jede offizielle Einmischung in diese Tragödie. Denn das ist es, Frau Marija, es ist eine Tragödie! Aber nicht für die siebenundneunzigjährige Greisin, sondern für den jungen Mann, der uns gerettet hat. Mich und meine Kinder. Ich könnte den Mund halten, mein Unglück hat ein Ende. Aber wenn schon jemand in Stücke gerissen werden muss, dann nehmt uns, wir sind daran gewöhnt. Uns kann nichts mehr passieren. Es gibt nichts, was wir nicht schon erlebt hätten. Der Tod ist nicht das Schlimmste, Frau Marija! Schlimmer ist das, was man überlebt. Nicht einmal die Schande ist das Schlimmste. Da gibt's weit Schlimmeres, Gott bewahre, dass Sie das am eigenen Leib erfahren müssen. Weder Sie noch sonst jemand! Ich kann nicht damit leben, dass der junge Mann für sie büßen muss. Ich will es nicht, und wenn Sie hundertmal denken, ich wäre ein Unmensch. Aber das, das, das . . . ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, das war nicht mehr meine Mutter! Wenn ich das glaubte, würde ich augenblicklich aus diesem Fenster springen, mich durch das Gitter da zwängen; von so etwas will ich nicht zur Welt gebracht worden sein. Meinen Sie, ich bin verrückt? Ja, be-

stimmt halten Sie mich für verrückt, denken, ich stünde unter Schock, würde übertreiben und morgen, wenn man mit mir gesprochen, mich beruhigt, mir alles erklärt hätte, wenn ich in der Psychiatrie wie eine Gans mit Beruhigungsmitteln vollgestopft worden wäre, wieder anders reden. Aber da irren Sie! Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie da irren! Wie oft wollte ich in den letzten drei Monaten meine Kinder und mich retten, aber mir hat der Mut gefehlt, ich wusste nicht, wie ich es anstellen sollte, und jetzt tut es mir leid, das werde ich mir nie verzeihen, denn nun bin ich an dem zerstörten Leben von diesem jungen Mann schuld. So ist es, ich hätte sie umgebracht, wenn mir die Hände nicht so gezittert hätten, wenn ich nur gewusst hätte, wie ...«

Marija Kablar betrachtete die Frau, die inzwischen nicht mehr schrie, und fragte sich, wie sie in ihrem Büro gelandet war, wer sie in welcher Absicht zu ihr geschickt hatte. Marija Kablar verwaltete das Polizeiarchiv und hatte noch drei Monate bis zur Rente. Seit zweieinhalb Jahren – seit die Akten digitalisiert waren – saß sie beschäftigungslos in Zimmer 407. Sie wartete, dass die Zeit verstrich, trank Kaffee, drehte eine kleine Sanduhr um, drehte sie zwischen acht Uhr morgens und vier Uhr nachmittags insgesamt siebenhundertzwölf Mal um; sie hatte mehrfach mitgezählt, und jedes Mal waren es siebenhundertzwölf Mal gewesen. Nur selten las sie Zeitung oder schaltete das kleine japanische Radio ein, ihr Arbeitstag hatte also außer Kaffee und Sanduhr keinen Inhalt. In den zweieinhalb Jahren hatte es vielleicht ein Dutzend Mal an der Tür des Büros geklopft, elf Mal irrtümlich, nur einmal wurde der Feuerlöscher überprüft. Anfangs hatte sie Angst, entlassen zu werden, aber man hatte sie offenbar vergessen, und so beruhigte sie sich. Unter den rund zweihundert Mitarbeitern würde sie kaum auffallen, bevor sie fünfundsechzig wurde und ins Personalbüro marschierte, um sich in den Ruhestand zu verabschieden. So war das, wenn sie nicht selbst aufpasste, könnte sie wahrscheinlich noch weitere zwanzig Jahre hier hocken, ohne dass einer was merkte. Seit der Scheidung vor

sechs Jahren – ihr Mann war mit einer dreißig Jahre Jüngerem durchgebrannt – und seit alle Freunde und Bekannte, mit denen man sich im Stadtcafé treffen konnte, gestorben oder weggezogen waren, wartete Marija Kablar auf die Pensionierung, um nach Glamoč zurückzukehren. Sie hatte es vor einem halben Jahrhundert verlassen, aber dort, so stellte sie es sich vor, war ihr Zuhause, dort würde sie ihren Frieden finden. Der Eintritt der Unbekannten versetzte sie in Unruhe, sie befürchtete, es könnte kein Zufall sein, denn die Frau sprach sie direkt mit ihrem Namen an; gut, der Name stand an der Tür, aber darunter stand »Archivleitung«, es war also wenig wahrscheinlich, dass es sich um ein Versehen handelte. Wahrscheinlich hatte jemand sie im Visier und wollte sie versetzen oder wenigstens daran erinnern, dass sie da saß und für nichts und wieder nichts Gehalt bezog. Und das drei Monate vor der Pensionierung.

»Sie haben sich sicher vertan, ich bin für polizeiliche Angelegenheiten nicht zuständig«, sagte sie vorsichtig und sah die verweinte Frau über die Brillenränder an. Das tat sie immer, wenn sie ernst und selbstsicher wirken wollte.

»Ich habe mich nicht vertan. Das erzähle ich doch die ganze Zeit, aber mir hört ja keiner zu. Ich habe mich wirklich nicht vertan, ich will nur einen unschuldigen Mann retten. Das ist doch wohl richtig und keine Sünde. Oder ist es inzwischen eine Sünde?« Ihr Besuch wirkte aufrichtig und gleichzeitig unerträglich pathetisch. Die Frau war sicher verrückt oder von der Tatsache benebelt, im Polizeipräsidium zu sein.

»Gute Frau, ich bin nur die Archivarin. Sonst nichts. Wirklich...«

»Und wo ist das Archiv? Zeigen Sie mir doch das Archiv!«

»Haben Sie nicht das Türschild gelesen?«

»Nein, warum sollte ich?«

Marija Kablar packte das Entsetzen. Jemand hatte die Frau zu ihr geschickt, so viel stand fest.

»Dann hat sich der vertan, der Sie zu mir geschickt hat. Glauben Sie mir!«

»Verzeihen Sie, aber glauben Sie an Gott?«

»Was erlauben Sie sich?« Marija Kablar platzte der Krage. Wollten sie ihr jetzt auch noch Atheismus anhängen? Warum nur? Drei Monate vor der Pensionierung konnten sie ihr weder moralisch noch juristisch etwas anhaben. Wen kümmerte es, ob sie in die Kirche ging, wo doch jeder wusste, dass das nicht der Fall war.

»Sie müssen nicht antworten. Ich glaube selbst nicht an Gott, wohl aber, dass das Leben den Menschen alles heimzahlt, alles, was sie getan haben, jede böse Tat ...«

»Gut, und was wollen Sie damit sagen?«

»Warum wollen Sie mir nicht helfen?«

Sie saß da und umklammerte ganz fest eine klitzekleine Lacttasche, wie man sie ins Theater oder zu Beerdigungen mitnimmt. Dieses Detail stimmte Marija ein wenig traurig. Die Gummistiefel an den Füßen eines Greises, der in einer Schlange am Bankschalter ansteht, das T-Shirt mit der Aufschrift »University of Los Angeles« am Oberkörper einer Zigeunerin, die vor der Kirche bettelt, die Krawatte am Hals eines Verstorbenen, die Laufmasche im Strumpf der einstigen britischen Premierministerin, das schwarze Lacttäschchen in den Händen einer Frau, die zur Polizei geht: Einzelheiten berührten sie immer stärker als das eigentliche Unglück.

»Ich würde Ihnen helfen, wenn es in meinen Bereich fallen würde ...«

»Ihr Bereich! Schrecklich, dass Helfen heute in den eigenen Bereich fallen muss.«

»Gute Frau, ich kann Ihnen wirklich nicht helfen. Es steht einfach nicht in meiner Macht.«

»Ich heiße Diana, das wissen Sie wahrscheinlich aus der Zeitung.«

»Es tut mir leid, aber ich lese nur selten Zeitung.«

»Sie müssen es auf der Straße gehört haben. Die ganze Stadt redet davon. Der ›Mengele‹ in unserem Krankenhaus hat eine siebenundneunzigjährige Greisin getötet, so heißt es ...«

»Glauben Sie mir, ich habe nichts gehört und nichts gele-

sen. Ich versuche, so wenig wie möglich mitzubekommen. Und das war Ihre Mutter? Das tut mir leid, gute Frau ...«

»Diana, haben Sie das vergessen? Es tut Ihnen überhaupt nicht leid. Wenn es Ihnen leidtäte, hätten Sie mir zugehört ...«

»Das habe ich doch. Sie haben geredet, und ich habe zugehört.«

»Und haben Sie etwas verstanden?«

»Nein.«

»Dann haben Sie mir doch nicht zugehört. Sie können es kaum erwarten, dass ich verschwinde. Sie sind nur zu höflich, um mich hinauszuerwerfen.«

»Es tut mir wirklich leid für Sie, jeder Mensch hat das Recht, dass man ihm zuhört.«

»Das sagen Sie doch nur so ...«

Marija war tatsächlich der Meinung, bei der Polizei sollte einer dafür zuständig sein, den Leuten einfach nur zuzuhören. Dann würde es weniger Morde aus Verzweiflung oder Rache geben. Ein Psychiater oder ein Geistlicher, dessen Aufgabe es wäre, zu beruhigen und Hoffnung zu machen.

»Wer ist dieser junge Mann?«, fragte Marija.

»Welcher junge Mann?«

»Der, von dem Sie mir erzählt haben, er sei nicht schuld.«

»Doktor Ares Vlahović«, antwortete Diana, als müsste ihr der Name etwas sagen. Marija nickte automatisch.

»Was bedeutet er Ihnen?«

»Nichts, was soll er mir bedeuten?!« Diana vermutete eine Anspielung und wurde wütend; noch hatte das Gerede unter den Nachbarn nicht angefangen, aber es würde geredet werden, man würde über sie herziehen und als Erstes behaupten, sie hätte mit dem jungen Arzt geschlafen und die eigene Mutter verraten, um ihn zu retten.

»Was soll das, warum denken Sie gleich so was?«

»Ich denke gar nichts, ich frage nur ...«

»Können Sie sich vorstellen, dass sich die eigene Mutter in ein Monster verwandelt, in einen Menschen, den Sie überhaupt nicht kennen?«

»Keine Ahnung, wahrscheinlich ist das schon möglich. Alte Menschen können manchmal ganz schön seltsam werden.«

»Warum fragen Sie mich dann nach ihm?«

»Sie meinen, dass ...«

»Ich meine nicht, ich weiß, was Sie denken.«

»Das habe ich nicht gedacht, Entschuldigung! Es ist mir unangenehm, sehen Sie, ich bin rot geworden, auf die Idee bin ich wirklich nicht gekommen.«

Marija sah ihre Besucherin an und dachte: Ist die Frau verückt, oder habe ich wirklich etwas Falsches gesagt? Ihr wären sexuelle Anspielungen nie in den Sinn gekommen. Jetzt konnte sie sich Diana nicht mehr einfach vom Hals schaffen. Wenn Diana nun aus dem Zimmer ginge und die pensionierte Marija nach Glamoč in ihr erträumtes Paradies zurückkehrte, würde sie die Frage quälen, ob sie eine Frau beleidigt und abgewiesen hatte, die mit einem echten Problem in ihr Büro gekommen war. Dem ersten echten Problem in dreißig Jahren Polizeidienst. Als sie ihre Stelle antrat und ihren Ausweis sowie eine Dienstwaffe erhielt – so waren die Zeiten damals, sogar Archivare bekamen eine Pistole –, glaubte sie noch, es würde sein wie im Film. Die Kommissare kämen mit unge lösten, zwanzig Jahre alten Fällen zu ihr, sie würde sich näch telang durch die Akten arbeiten, in scheinbar unwichtigen Dokumenten den Schlüssel zu einem Mord finden und ein aufregendes Leben im Namen der Gerechtigkeit führen. Nicht ein einziges Mal hatte sich etwas auch nur entfernt Ver gleichbares ereignet. Die Arbeit bei der Polizei unterschied sich überhaupt nicht von der Arbeit bei anderen städtischen Behörden, sie legte Papiere ab, nach denen niemand fragte, und sechs Monate nach Dienstantritt nahm man ihr die Pistole wieder weg. Die Jahre der Einsparungen hatten begon nen. Sie sehnte sich nicht nach einem Leben wie im Film, sie glaubte auch nicht, dass sie es verdient hätte, sie hatte nur kurze Zeit angenommen, es könnte so kommen. Später musste sie selbst darüber lachen. Immerhin war sie damals

schon fünfunddreißig Jahre alt und kein schwärmerischer Backfisch mehr gewesen.

»Und wie war sie, bevor sie alt wurde?«, fragte sie Diana, um es wiedergutzumachen.

»Das weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall war sie ganz normal.«

»Sie werden sich erholen, man spürt Ihre Kraft.«

»Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Nein, aber man spürt, ob eine Frau kämpfen kann.«

»Glauben Sie an so was?«

»Ich muss daran glauben, anders könnte ich nicht leben.«

»Sie meinen, Sie könnten nicht bei der Polizei arbeiten?«

Marija lachte, und erst in diesem Moment sah Diana ihr die Jahre an. Sie dachte: Die Frau hat wirklich nichts zu entscheiden. Wahrscheinlich hat sie mich deswegen nicht vor die Tür gesetzt.

»Nein, das meine ich nicht. Eher allgemein, im Leben. Soll ich uns einen Kaffee bestellen? Das ist wahrscheinlich das Einzige, was ich für Sie tun kann.«

»Nun gut, das ist immerhin ein Anfang«, sagte Diana und hängt ihr Täschen an die Stuhllehne. Ein Zeichen des Vertrauens, das nicht unbemerkt blieb.

»Jetzt geht es mir ein bisschen besser«, sagte Diana, nachdem ein junger Mann den Kaffee vor sie hingestellt hatte. Sie betrachtete ihn: schwarzhaarig und pickelig, mit dünnen schwarzen Härchen unter der Nase und in der typischen Kellnerkleidung.

»Erstes Lehrjahr«, sagte Marija, als er draußen war, »sie schicken sie zum Üben zur Polizei. Das ist einfacher, als einen Profi zu bezahlen.«

»Das klang jetzt richtig nach Polizei, niemand sonst würde Profi sagen«, lachte Diana.

»Es freut mich, dass es Ihnen besser geht.«

»Aber Sie halten mich immer noch für verrückt?«

»Ehrlich gesagt habe ich keine Meinung, ich weiß nur, dass etwas Sie bedrückt. Das geht jedem so, der in dieses Gebäu-

de kommt. Außer er will den Führerschein umschreiben lassen.«

»Es liegt mir viel daran, dass Sie mir glauben. Dass mir irgendjemand glaubt.«

»Ich glaube Ihnen jedes Wort. Warum sollten Sie eine alte Archivarin anlügen? Das hat es noch nicht gegeben, und das wird es auch nicht geben. Noch drei Monate, und ich gehe in Rente.«

»In Rente? Das kann nicht sein«, heuchelte Diana, »so alt sehen Sie gar nicht aus.«

»Und dann werde ich dieses Gebäude nie mehr betreten. Sehen Sie diese Wand: Dort standen früher die Akten mit ungelösten Sexualverbrechen. Von der Decke bis zum Boden, eine ganze Wand voll mit Vergewaltigungen. Vor mir hat hier einer aus Trebinje gearbeitet, dem wurde gekündigt, weil man ihn dabei erwischt hat, wie er beim Lesen dieser Scheußlichkeiten onanierte. Können Sie sich das vorstellen? Befriedigt sich selbst mit Protokollen über Vergewaltigungen fünfzehnjähriger Mädchen! Wahrscheinlich wurde ich hierher versetzt, weil ich als Frau wohl nicht so schnell in Versuchung komme. So viel zur Polizei und zu meiner Arbeit bei der Polizei.«

»Und wo sind die Akten jetzt?«

»Die meisten werden wegen Verjährung vernichtet worden sein, nehme ich an. Akten über Vergewaltigungen, die dreißig Jahre und länger zurückliegen, werden nicht aufgehoben. Das Archiv wurde unlängst zum größten Teil auf Computer umgestellt. Seitdem sitze ich hier und habe nichts zu tun.«

»Das heißt, alles ist vergeben und vergessen, gerade, als wäre nie etwas geschehen?«

»So ungefähr.«

»Das ist nicht in Ordnung, immerhin hat das jemand gemacht. Ich meine, vergewaltigt. Und Frauen waren die Opfer. Das prägt ein Leben lang.«

»Die wenigsten leben noch.«

»Trotzdem ist es ungerecht.«

»Ja, das denke ich auch, aber da ist nichts zu machen.«

Marija überlegte, ob diese Frau vielleicht ebenfalls vergewaltigt worden war. Man weiß nie, ob man etwas gesagt hat, was man besser nicht gesagt hätte. Man konnte nicht vorsichtig genug sein, egal worum es ging, und bei hässlichen, traurigen Dingen war noch mehr Vorsicht geboten. Sie hätte nicht über die Akten sprechen sollen, vielleicht ...

»Dem Arzt wird vorgeworfen, er hätte meine Mutter ermordet«, sagte Diana, »und was soll ich jetzt machen? Er hat ein Monster umgebracht, nicht sie, sie war nicht mehr sie selbst.«

Marija war es nicht recht, dass sie wieder auf den Ausgangspunkt zurückkam. Sie wollte Diana beruhigen, aber ihr keine Vorwürfe oder Vorhaltungen machen, was offensichtlich nur schaden konnte. Sie spürte eine Gefahr, der sie nur entgehen konnte, wenn sie Diana von ihrem Vorhaben abbrachte.

»Am besten warten Sie das Urteil ab«, sagte sie, »die Polizei lässt nicht so leicht locker. Wenn sie einmal angebissen hat, kann man sie kaum mehr abwimmeln. Ich rate Ihnen, abzuwarten und niemandem etwas zu sagen. Wissen Sie, die Stadt ist klein.«

»Was wollen Sie damit sagen?« Diana runzelte die Stirn.

»Dass hässliche Geschichten schnell die Runde machen. Die Leute warten nur auf das nächste Opfer.«

»Aber nicht ich bin das Opfer, sondern der junge Mann, den keine Schuld trifft und der es nicht verdient, im Gefängnis zu landen.« Diana wollte schon aufstehen und wortlos gehen, das hier hatte keinen Sinn; wie konnte man so gefühllos sein? Es ging nicht um einen Streit auf dem Fischmarkt oder Kinderkram, sondern um einen Mann, der unschuldig war und mit seinem Lebensglück für etwas bezahlen sollte, das ihn nicht betraf. Und es müsste nicht sein, wenn sich Menschen nur wie Menschen verhalten würden.

»Wenn die Leute erst einmal reden«, versuchte Marija Di-

ana zu überzeugen, »ist alles umsonst gewesen. Das Gericht wird Ihnen nicht glauben. Ich habe das schon tausendmal erlebt.« Sie log, denn sie war nie bei einer Gerichtsverhandlung gewesen. »Wenn Sie die Wahrheit sagen, erklärt Sie die Gegenseite für nicht zurechnungsfähig. Die Anklage benennt Zeugen, meistens Nachbarn, die sagen dann aus, Sie wären noch nie normal gewesen, hätten im Treppenhaus nicht gegrüßt und Ihre Mutter gequält, obwohl das so eine liebe, nette Frau gewesen sei und so weiter. So endet das immer.« Marija wuchs über sich hinaus, aus dem Stegreif dachte sie sich eine Geschichte aus: »Das ist einmal so passiert, es ist schon lange her, bestimmt dreißig Jahre, da ist ein alter Mann, Hafenskapitän im Ruhestand, in seiner Wohnung im Lapad-Viertel verbrannt. Die Polizei erkannte auf Selbstmord, aber seine Tochter, die später nach Australien auswandern musste, erzählte jedem in Dubrovnik, ihr Vater hätte sich nicht selbst umgebracht, sein Sohn, also ihr Halbbruder, hätte ihn ermordet, um an die Erbschaft zu kommen. Was meinen Sie, wie das ausging und wem sie geglaubt haben? Warten Sie am besten das Urteil ab, und sagen Sie die Wahrheit erst hinterher. Vielleicht sind die Leute dann schockiert, vielleicht werden Sie Ihnen alles Mögliche anhängen, aber man wird Ihnen glauben.«

»Meinen Sie? Aber ich kann nicht damit leben, dass ich für Doktor Vlahović nichts tun kann«, sagte Diana, und das klang für Marija wie eine wohlfeile Lüge von jemandem, der sich sein Leben lang angeblich für irgendetwas opfert. Wie auch immer, sie wollte nicht in die Geschichte verwickelt werden, schon gar nicht kurz vor Schluss. Marija Kablar empfand diesen Schluss nicht als Beginn des Ruhestands, sondern als Ende eines Lebens voller Missverständnisse und Täuschungen, in dem sie sich niemals zurechtgefunden hatte, das ihr stattdessen wie ein endloser Führerscheinlehrgang erschien. Die Fahrlehrer wechselten, schrien sie an und gaben entnervt auf, weil ihr nach Jahren nicht in den Kopf wollte, was andere in wenigen Monaten lernten. In ihrem Leben

hatte es nicht viel Sorgen oder Trauer gegeben, es war leicht vergangen, es kannte aber auch weder Ziele noch echte Zufriedenheit. Nachdem ihr Mann sie verlassen hatte, begriff sie, dass sie ihn nie geliebt, aber nichts unternommen hatte, weil sie die Liebe oder deren Abwesenheit mit nichts vergleichen konnte. Andere hätten die Einsamkeit nach den Jahren der Ehe schrecklich gefunden, aber Marija lebte schon am zweiten Morgen nach seinem Verschwinden wie eine alte Jungfer, mit Ritualen wie dem mit der Sanduhr. Nur die Dunkelheit machte ihr Angst und dass sie seit seinem Weggang mit keinem Menschen länger als zehn Minuten gesprochen hatte. Jetzt erst merkte sie, wer gestorben, verschwunden oder fortgezogen war, da konnte sie mit Rentenbeginn diesen verdammten Ort auch verlassen und nach Glamoč zurückgehen. Ein ganzes Leben war definitiv verbraucht, aber sie trauerte dem nicht nach. Sie wollte nur wieder so leben wie damals, bevor ihr bewusst wurde, dass sie lebte. Diana bedrohte ihre Gelassenheit zum ersten Mal ernsthaft.

»Bewahren Sie Ruhe«, sagte Marija, »und vertrauen Sie niemandem zu sehr.«

Diana drehte sich nach ihrem Täschchen um. »Sie haben mir geholfen, das sollen Sie wissen!« Und sie glaubte es wirklich. Marija stand auf, ihr Ärmel verfang sich in der Tasse, aber sie merkte es erst, als das Porzellan klirrte.

»Ich freue mich, Sie kennengelernt zu haben«, sagte sie und streckte die Hand aus.

»Wir sehen uns bestimmt wieder«, antwortete Diana und sah auf und unter dem Stuhl nach, um nichts zu vergessen. Sie ging zufrieden, obwohl sie nichts von dem erreicht hatte, was sie im Präsidium hatte erreichen wollen. Sie hatte nicht einmal erzählt, was sich im städtischen Krankenhaus zugetragen hatte und warum Doktor Vlahović von jeder Schuld freigesprochen werden sollte und die Hetze in den Zeitungen und die Gerüchte in der Stadt gegen ihn unterbunden werden sollten. Sie war zufrieden, weil ihr jemand eine halbe Stunde lang zugehört hatte, das war für sie ein Neuanfang, der sie die

vergangenen Monate vollständig vergessen ließ, Monate, in denen alles im endgültigen und vollkommenen Verfall begriffen schien und sie sich nicht mehr erinnern konnte, wie ihre Mutter früher ausgesehen und dass sie überhaupt eine Mutter gehabt hatte.

Marija kehrte zu ihrem Warten zurück. Noch zweiundzwanzig Mal drehte sie die Sanduhr um, und wieder war ein Tag vorüber. Als sie die Kaffeetassen auf den Heizkörper vor dem Zimmer stellte, damit sie der schwarzweiß gekleidete Kellner abholen konnte, dachte sie zum wahrscheinlich letzten Mal an ihren Besuch. Andere Leute hätten sich für die Geschichte interessiert, dachte sie, die Menschen sind zu neugierig, das bringt nur Unglück. Was du nicht weißt, macht dich nicht heiß, und wenn die Dinge nicht gerade direkt auf dich einstürzen, machen sie sowieso einen Bogen um dich und die Deinigen – wenn du denn welche hast. Zufrieden mit sich, schloss sie das Büro ab und verschwand.

Als die verrückte Manda in ihrem nächtlichen Wahnsinn mit der Hand die Scheibe in der Küchentür – sie war aus dickem Milchglas – eingeschlagen hatte und am Morgen in einer Lache aus Kot und Blut gefunden wurde, so bleich, als sei bereits alles Leben aus ihr gewichen, rief Diana den Notarzt. Sie konnte es nicht mehr verheimlichen, konnte vor den Leuten nicht länger verbergen, was ohnehin jeder wusste: Ihre Mutter hatte mit siebenundneunzig Jahren komplett den Verstand verloren. Aber wie: Sie fluchte fürchterlich und stieß die übelsten Drohungen aus, traf ihre Nächsten zielsicher unter der Gürtellinie und zeigte sich, wie man sich selbst in jungen Jahren nicht zeigen sollte, packte splitternackt, dürr wie ein Gespenst, ihre schlaffe Brust und schrie: »He, du Hafennutte, willst Milch, soll ich deine Brut säugen?« Oder sie fasste sich zwischen die Beine, urinierte und sagte: »Ja, guck nur, du vertrocknete Fotze, so sieht eine richtige Frau aus!« Diana schützte die Kinder und deren Seelen, so gut sie konnte, vor solchen und schlimmeren Ausfällen, aber noch mehr litt sie darunter, dass die Nachbarn die verrückte Manda hören konnten – Manda, so hatte Darijan eines Abends Großmutter Regina genannt, und alle drei hatten fortan diesen Namen benutzt, wohl um sich selbst davon zu überzeugen, dass die Alte nichts mit der Frau zu tun hatte, bei der sie früher gelebt hatten. Diana hatte vor einigen Monaten, noch bevor es richtig schlimm geworden war, versucht, die Mutter in der städtischen Psychiatrie unterzubringen, aber dort gab es keine freien Plätze. Ein Dutzend chronischer, von der Familie aufgebener Fälle belegte seit Jahren die Hälfte der Zimmer, während die andere Hälfte teils von verrückt ge-

wordenen Veteranen in Beschlag genommen wurde, teils von den drogensüchtigen Söhnen und Töchtern aus besseren Kreisen, deren Eltern sie vor der Öffentlichkeit verstecken wollten. Für eine wahnsinnige, aggressive Greisin gab es in der Psychiatrie keinen Platz. Vielleicht hätte sie in einer anderen Abteilung untergebracht werden können, Regina litt unter genug Krankheiten, um sie irgendwo einzuweisen, aber Diana wollte nicht zulassen, dass außer den Psychiatern jemand erfuhr, was aus ihrer Mutter geworden war. Bis zu jenem Morgen kam nicht in Frage, dass auch andere Ärzte sie zu Gesicht bekamen.

Der Krankenwagen traf eine Stunde nach dem Anruf ein.

»Was ist denn das für ein Saustall?«, entfuhr es dem dicken Sanitäter mit dem geschorenen Schädel. Diana überlegte schon seit dem Anruf beim Notarzt fieberhaft, wie sie Trümmer, Kot, Urin und Blut in der Wohnung erklären könnte, aber ihr fiel nichts ein. Mirna und Darijan hatte sie gebeten, sich im Schlafzimmer einzuschließen, bis die verrückte Manda fort sei. Es war besser, wenn die Sanitäter sie nicht sahen.

»Komm, Oma, lass uns gehen«, sagte der Glatzkopf und wollte sie mit einem Griff unter die Achseln hochheben, während sein Kollege, ein verhärmtter Grauhaariger mit Brille, sie an den Beinen fasste, aber die verrückte Manda drehte sich blitzschnell um und biss den Glatzkopf in die Hand.

»Heilige Maria!« Der Mann sprang zwei Meter zurück und brüllte Diana an: »Was stehst du da rum, verflucht noch mal, bring sie zur Vernunft!«

Diana stand an der Wand, an der man noch die Schmutzspuren der vergangenen Nächte sah, und starrte auf den Boden. »Sie ist nicht normal«, sagte sie schließlich.

»Ach, und wir haben gedacht, sie soll dein Haus hüten und den Briefträger beißen!«, sagte der Grauhaarige.

Der Glatzkopf näherte sich wieder der verrückten Manda, diesmal schräg von hinten, aber sie drehte sich wie eine Katze und fletschte die Zähne.

»Das ist nicht unser Job, gehen wir«, sagte der Grauhaarige.

»Leute, bitte nicht!«, schrie Diana auf.

»Signorina, wir sind für Herzinfarkte und Lungenentzündungen zuständig, dafür können Sie uns rufen, aber mit so was haben wir nichts zu tun«, erklärte der Grauhaarige.

Der Glatzkopf stand über der verrückten Manda und guckte von oben auf sie herab: »Dir könnte ich mal ordentlich an den Kopf treten!«

Die Alte riss wütend den Mund auf, ihre wenigen, aber scharfen gelben Zähne blitzten; sie lauerte wohl nur auf eine Gelegenheit, um ihm die Hoden abzubeißen.

Da wusste Diana, auf welche Karte sie setzen musste, wild entschlossen, das einmal Begonnene um jeden Preis durchzuführen.

»Bringt sie fort, ich bitte Sie!«, bat sie den Glatzkopf und faltete dabei die Hände.

»Und wohin, mal abgesehen davon, dass wir noch nicht wissen, wie?«

»Ins Krankenhaus, sie verblutet sonst bestimmt.«

»Wenn sie bis jetzt nicht verblutet ist, verblutet sie ab jetzt auch nicht mehr«, mischte sich der Grauhaarige ein. »Wir hauen ab, Damir, bevor dich die Alte in den Hintern beißt, du weißt ja, der Tetanusimpfstoff ist aus«, witzelte er, wohl um Diana zu demütigen, »das hier glaubt uns sowieso keiner.«

»Ginge es für hundert Mark?«, fragte Diana den Glatzkopf.

»Nicht mal für fünfhundert!« Der Grauhaarige warf ihr einen Blick über die Schulter zu.

»Seid doch in Gottes Namen keine Unmenschen«, bettelte sie.

»Macht schon, die Oma schenkt euch einen Pott voll Pisse!« Offenbar freundete sich die verrückte Manda mit der Vorstellung an, weggebracht zu werden.

»Gut, hundert Mark für jeden von uns«, erbarmte sich der Glatzkopf.

»Nicht mit mir, grundgütiger Gott!«, wehrte der Grauhaarige ab.

»Lass gut sein, Tripun«, sagte der Glatzkopf und dann zu Diana: »Guck weg!« Er kniff der Greisin mit Mittelfinger und Daumen in den Hals, bis sie röchelte: »Tut weh, oder? Wenn du mich noch mal beißt, lass ich nicht mehr los.« Und er packte sie unter den Achseln.

Die verrückte Manda war wahrscheinlich zu überrascht, um sich zu wehren, aber da Tripun sie nicht rechtzeitig an den Beinen festhielt, trampelte sie damit plötzlich heftig aufs Parkett.

»Halt sie fest, Tripun!«

Das versuchte Tripun denn auch, nachdem er sich lange genug gedrückt hatte, aber da die Alte wieder Kraft geschöpft hatte, war das nicht so einfach, und sie traf ihn mehrfach an Kinn und Nase.

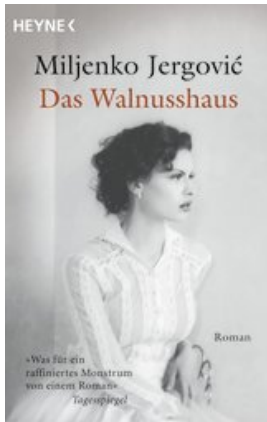
»Das war's dann, verdammte Nutte!«, brüllte er, als er endlich ihre mageren Knie zu packen bekam. Er spürte die Kniescheibe und die verbrauchten Knochen unter seinem Daumen und bekam eine Gänsehaut, als würde sein Fingernagel über eine Schultafel schrammen.

Auf der Treppe schrie die verrückte Manda: »Zu Hilfe, helft mir! Die wollen mich erschießen, die wollen mich abschlachten!« Klappen wurden von Spionen geschoben, die Nachbarn gafften und merkten sich jede Einzelheit. Diana hielt sich einige Stufen hinter den anderen, in Hausschuhen, das schwarze Lactäschchen über der Schulter und zweihundert Mark in der schwitzenden Hand.

Im Krankenwagen zog der Glatzkopf eine Spritze auf und stach die Nadel aufs Geratewohl durch das Nachthemd in den Hintern der Alten, die Diana und Tripun mit Mühe auf der Bahre hielten.

»So, Oma, gleich gibst du Ruhe!«

Fünf Minuten später lag Regina Delavale da wie ein mumifizierter Leichnam, ein sanftes Lächeln auf dem ruhigen, friedlichen Gesicht, in dem Diana zum letzten Mal entfernt



Miljenko Jergović

Das Walnusshaus

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 624 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40686-5

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2009

Mit der verrückten Manda, die den Briefträger beißt, beginnt alles und damit, dass sie im Krankenhaus von einem Arzt mit einer Überdosis eingeschläfert wird. Siebenundneunzig ist die Alte und hat ein ganzes Jahrhundert in Dubrovnik erlebt. Stück für Stück rollt der Autor ihr Leben auf, geht zurück, und nach und nach erleben wir die Geschichte der Frau sowie ihrer Heimatstadt Dubrovnik.

Zwischen Grauen und Komik entsteht die tragische Geschichte des Balkans im 20. Jahrhundert.



Der Titel im Katalog